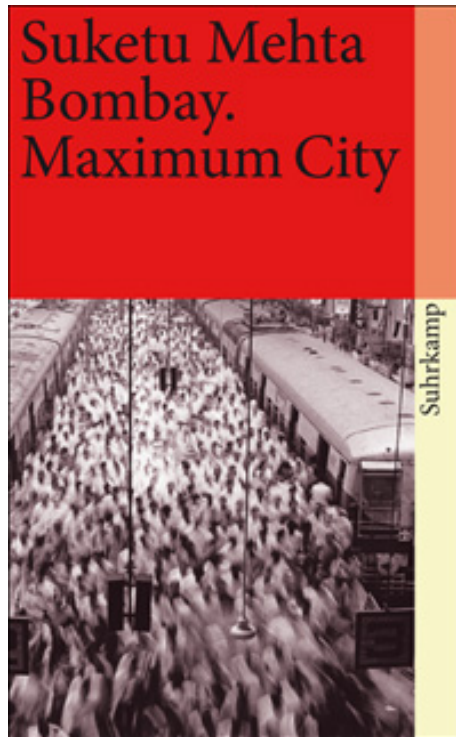


Suhrkamp Verlag

Leseprobe



Mehta, Suketu
Bombay

Maximum City

Aus dem Englischen von Anne Emmert, Heike Schlatterer und Hans Freundl.
Mit einem Nachwort von Carolin Emcke

© Suhrkamp Verlag
suhrkamp taschenbuch 3999
978-3-518-45999-7

suhrkamp taschenbuch 3999

Der preisgekrönte Journalist Suketu Mehta präsentiert uns Bombay in packenden Reportagen, die hinter traumhafte Kulissen führen – und in die Slums der Elenden. Er taucht ein in die kriminelle Unterwelt, in der sich muslimische und Hindugangs Gefechte liefern, spricht mit Straßenkindern, die zu Profikillern ausgebildet werden, und mit Polizisten, die diese Kinder foltern und töten. Sprachlich brillant und mit ungeheurer Leidenschaft verknüpft Suketu Mehta die einzelnen Geschichten und Bilder zu einem großen Ganzen, das so faszinierend wie abgründig ist, so abschreckend wie sinnlich und reich.

Suketu Mehta, geboren 1963 in Kalkutta, aufgewachsen in Bombay, studierte an der New York University und lebt heute als Autor in New York. Für *Bombay. Maximum City* wurde der Autor mit dem Kiriyama Prize 2005 ausgezeichnet, außerdem war er unter den Finalisten für den Pulitzer Prize 2005 und nominiert für den Guardian First Book Award und den Ulysses Award.

Suketu Mehta
BOMBAY
Maximum City

Aus dem Englischen von
Anne Emmert, Heike Schlatterer
und Hans Freundl

Mit einem Nachwort von
Carolin Emcke

Suhrkamp

Die Originalausgabe erschien 2005 unter dem Titel
Maximum City: Bombay Lost and Found
bei Alfred A. Knopf (Random House), New York.

Veröffentlicht in Zusammenarbeit mit dem
National Book Trust, India.

© 2004 Suketu Mehta

Umschlagfoto:
Sebastião Salgado/Amazonas/Agentur Focus

suhrkamp taschenbuch 3999
Erste Auflage 2008
© der deutschen Ausgabe
Suhrkamp Verlag Frankfurt am Main 2006
Suhrkamp Taschenbuch Verlag
Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das
der Übersetzung, des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung
durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.
Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert
oder unter Verwendung elektronischer Systeme
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.
Druck: CPI – Ebner & Spiegel, Ulm
Printed in Germany
Umschlag: Göllner, Michels, Zegarzewski
ISBN 978-3-518-45999-7

1 2 3 4 5 6 – 13 12 11 10 09 08

BOMBAY

Maximum City

Für meine Großeltern

*Shantilal Ratanlal Mehta &
Sulochanaben Shantilal Mehta*

*Jayantilal Manilal Parikh &
Kantaben Jayantilal Parikh*

INHALT

Teil 1 Macht

<i>Persönliche Geographie</i>	13
Das Land des Neins	34
Zwei Währungen	47
<i>Powertoni</i>	66
Die Unruhen von 1992/93	67
Die Wahlen von 1998	103
Der Sahib	150
<i>Mumbai</i>	174
<i>Die Nummer zwei hinter Scotland Yard</i>	200
Ajay Lal: Die Bombenanschläge und der Bandenkrieg ...	201
Encounter	255
<i>Die Männer fürs Grobe</i>	279
Mohsin: Die D-Company	286
Satish: Der Dal Badlu	308
Chotta Shakeel: Der Bandenboß im Exil	345

Teil 2 Vergnügen

<i>Die Stadt der Vadapav-Esser</i>	369
<i>Eine Stadt im Rausch</i>	385
Monalisa tanzt	392

Golpitha	453
Zwei Leben: Honey/Manoj	461
Silvester	485
<i>Ein Traum vom Leben</i>	496
Vidhu Vinod Chopra: <i>Mission Kashmir</i>	504
Mahesh Bhatts Wunde	538
Der Jungschauspieler und die Göttin	550
Angeklagt: Sanjay Dutt	581
Traumwelt – Unterwelt	593

Teil 3 Passagen

<i>Erinnerungsminen</i>	617
Mayur Mahal Multipurpose	620
Eine Welt der Kinder	635
<i>Sone ki Chidiya</i>	640
Girish: Tourist in der eigenen Stadt	641
Babbanji: Der Ausreißerpoet	671
Zusammenrücken	696
<i>Lebe wohl, Welt</i>	704
<i>Das Ich in der Menge</i>	755
Nachwort	763
Dank	767
Nachwort von Carolin Emcke	769
Glossar	775

Die Werke Kabirs lernte ich kennen durch die Nirgunia-Sänger aus Malwa, die ich hörte, als ich in Dewas krank daniederlag. Ich lernte, wie sie diese Leere hervorzubringen verstehen, die so wichtig ist für einen Nirgunia-Bhajan. Sie bedienen sich der Töne wie ein Eremit, sie schleudern sie einem entgegen, ohne einen damit zu erschlagen. Sie singen allein. Indem ich Kabirs Verse singe, versuche ich, diese essentielle Einsamkeit zu erzeugen, aber auch ein dauerhaftes Gefühl von Gemeinschaft. Kabir drückt es selbst sehr schön aus: Ich bin samt und sonders allein. Die völlige Verschmelzung des Inneren mit dem Äußeren ist das Herausforderndste an Kabir.

Kumar Ghandharva

Wir sind individuell mannigfach.

Kabir Mohanty

TEIL 1 MACHT

PERSÖNLICHE GEOGRAPHIE

Bald werden in der Bombay mehr Menschen leben als auf dem gesamten australischen Kontinent. URBS PRIMA IN INDIS steht auf einem Schild vor dem Gateway of India, Bombays Triumphbogen. Bombay ist auch die *urbs prima in mundis*, jedenfalls wenn man nur jenen Aspekt betrachtet, der allerdings schon immer das entscheidende Kriterium für die Lebensfähigkeit einer Stadt war: die Anzahl der Menschen, die in ihr leben. Mit gut sechzehn Millionen Einwohnern ist Bombay die größte Stadt auf diesem von Städten bevölkerten Planeten. Bombay verkörpert die Zukunft der urbanen Zivilisation auf der Erde. Gott stehe uns bei. Ich verließ Bombay 1977 und kehrte einundzwanzig Jahre später zurück, nachdem es zu Mumbai geworden war. Einundzwanzig Jahre: genug Zeit für einen Menschen, um geboren zu werden, die Schule zu besuchen, sich das Recht zu erwerben, Alkohol zu trinken, zu heiraten, Auto zu fahren, zu wählen, in den Krieg zu ziehen und andere Menschen zu töten. In all dieser Zeit habe ich meinen Akzent nicht abgelegt. Ich rede noch immer wie ein Junge aus Bombay; daran erkennt man mich in Kanpur und in Kansas. »Woher kommen Sie?« Die Suche nach einer Antwort führte mich überall – in Paris, in London oder in Manhattan – zurück nach »Bombay«. Irgendwo, verschüttet unter den Trümmern des heutigen Bombay, liegt diese Stadt, die so viel Raum in meinem Herzen einnimmt, eine wunderschöne Stadt am Meer, ein Inselstaat der Hoffnung in einem uralten Land. Ich kehrte zurück mit einer sehr einfachen Frage: Gibt es noch eine Heimkehr für mich? Ich ging der Frage nach und entdeckte die verschiedenen Städte in mir.

Ich bin ein Großstadtjunge. Ich wurde in einer Stadt im permanenten Ausnahmezustand geboren, in Kalkutta. Dann kam ich nach Bombay und lebte dort neun Jahre. Anschließend ging es nach New York, acht Jahre in Jackson Heights. Darauf lebte ich ein Jahr in Paris. Es folgten fünf Jahre im New Yorker East Village. Dazwischen immer wieder Kurzaufenthalte in London. Die einzigen Ausnahmen bildeten Iowa City, das keine richtige Großstadt ist, sowie einige College-Städte in New Brunswick und New Jersey, die mich auf die Rückkehr in die Großstadt vorbereiteten. Auch meine beiden Söhne wurden in einer großen Stadt geboren, in New York. Ich lebe aus freien Stücken in der Großstadt, und ich bin ziemlich sicher, daß ich auch in einer Großstadt sterben werde. Ich weiß nicht, was ich auf dem Land anfangen sollte, obwohl ich am Wochenende gerne einmal ins Grüne fahre.

Ich stamme aus einer Familie von Wanderkaufleuten. Mein Großvater väterlicherseits zog zu Beginn des letzten Jahrhunderts aus dem ländlichen Gujarat nach Kalkutta und arbeitete dort zusammen mit seinem Bruder in der Juwelierbranche. Als sich der Bruder meines Großvaters in den dreißiger Jahren erstmals ins Ausland wagte, nach Japan, mußte er sich nach seiner Rückkehr vor den Kastenältesten, mit dem Turban in der Hand, verbeugen und sich rechtfertigen. Doch seine Neffen – mein Vater und mein Onkel – ließen sich nicht mehr aufhalten und reisten hinaus in die Welt, zuerst nach Bombay und später über das schwarze Wasser nach Antwerpen und nach New York, um zu mehren, was ihnen übertragen worden war. Mein Großvater mütterlicherseits verließ Gujarat als junger Mann, ging nach Kenia und lebt heute in London. Meine Mutter wurde in Nairobi geboren, besuchte in Bombay das College und wohnt heute in New York. In meiner Familie überlegte man nicht lange, wenn es erforderlich schien, seine Sachen zu packen und in ein anderes Land überzusiedeln. Man ging dorthin, wohin einen die Geschäfte führten.

Einmal habe ich zusammen mit meinem Großvater das Haus

unserer Vorfahren in Maudha besucht, das damals ein Dorf in Gujarat war, aber inzwischen zu einer kleinen Stadt herangewachsen ist. Als wir im Hof des alten Hauses saßen, unter den riesigen Bäumen, stellte mich mein Großvater den neuen Eigentümern vor, einer Familie von Sarafen, Geldverleihern aus Gujarat, für die Maudha der Inbegriff einer Großstadt war. »Und das ist mein Schwiegersohn, der in Nigeria lebt.«

»In Nigeria«, erwiderte der Saraf und nickte.

»Und das ist mein Enkel aus New York.«

»Aus New York«, wiederholte der Saraf und nickte abermals.

»Und das ist die Frau meines Enkels, die aus London stammt.«

»Aus London.«

»Und jetzt leben sie beide in Paris.«

»In Paris«, bestätigte der Saraf pflichtschuldigst. Hätte mein Großvater jetzt noch gesagt, daß er selbst auf dem Mond lebe, hätte der Saraf, wohl ohne mit der Wimper zu zucken, genickt und wiederholt: »Auf dem Mond.« Wir waren so weit verstreut auf der Welt, daß es fast schon komisch wirkte. Aber hier, wo wir das Haus besuchten, in dem mein Großvater aufgewachsen war, bildeten wir noch immer eine Familie. Die Familie war das Band, das uns zusammenhielt, ganz gleich in welche Weltgegenden es uns verschlug.

Es war der *muqabla*, der Konkurrenzkampf der Händler, der meinen Vater dazu gezwungen hatte, Kalkutta zu verlassen. Es war die Art, wie Juwelen in der Branche meines Großvaters gekauft und verkauft wurden. Zu einer festgesetzten Zeit fand sich eine Gruppe von Verkäufern zusammen mit dem Makler im Büro des Käufers ein. Dann begannen die Verhandlungen. Der Preis wurde nicht laut ausgesprochen, sondern durch die Anzahl der Finger angezeigt, die der Verkäufer unter einem losen Ende des *dhotis* versteckt hielt. Zu einem *muqabla* gehörten auch laute Schmähungen des Käufers. »Bist du verrückt geworden? Erwartest du etwa von mir, daß ich für diesen Preis verkaufe?« Mit gespielter Empörung und unter lautem Schimpfen stürmte der

Verkäufer dann aus dem Büro. Doch er vergaß absichtlich seinen Regenschirm. Zehn Minuten später kehrte er zurück, um den Schirm zu holen. Unterdessen hatte es sich der Käufer vielleicht noch einmal überlegt, und sie einigten sich, worauf schließlich der Makler verkündete: »Dann gebt euch die Hände!« Darauf löste sich alles in Wohlgefallen auf. Wegen dieser Schauspielerei entschloß sich mein Vater, dem Juwelenhandel in Kalkutta den Rücken zu kehren. Er konnte das Geschrei und die Beschimpfungen nicht ertragen; er war ein gebildeter Mann.

Der Bruder meines Vaters war 1966 nach Bombay gezogen, und zwar gegen den Willen meines Großvaters, der keinen Grund sah, weshalb er seine Heimat verlassen sollte. Aber mein Onkel war damals ein junger Mann, und mit Kalkutta begann es langsam bergab zu gehen. In Bombay stieg er in das Diamantengeschäft ein. Drei Jahre später, nach der Geburt meiner Schwester in Ahmadabad, kamen meine Eltern eines Tages nach Bombay. Mein Onkel, der vor kurzem geheiratet hatte, schlug seinem Bruder vor: »Ihr könntet doch eigentlich hierbleiben.« Also lebten wir, vier Erwachsene und zwei Kinder, eines davon ein Neugeborenes, gemeinsam in einer Einzimmerwohnung, wo ständig Gäste kamen und gingen. Wir bildeten eine »Gemeinschaftsfamilie«, teilten die Wohnung und die Kosten sowie den zusätzlichen Platz, der geschaffen wurde, um uns unterzubringen. Wie können vierzehn Millionen Menschen auf einer Insel Platz finden? So wie wir in dieser Wohnung in der Nähe der Teen Batti.

Mein Vater und mein Onkel fanden ihre Nische im Diamantengeschäft. Nach einiger Zeit zogen wir in eine Wohnung mit zwei Schlafzimmern um, die oberhalb des Dariya Mahal lag, eines Palastes am Meer. Der Palast gehörte einstmals dem Maharao von Kutch. Dann kaufte eine Industriellenfamilie aus Marwari den Palast mitsamt dem Park, ließ die Bäume fällen, holte die Antiquitäten aus dem Palast heraus und brachte Schulkinder darin unter. Um den Palast herum wurde ein Komplex aus drei Häusern errichtet: Dariya Mahal Nr. 1 und Nr. 2, zwanzigstöckige

Gebäude, die aussehen wie aufgeschlagene Geschäftsbücher, und Dariya Mahal Nr. 3, wo ich aufwuchs, das gedrungene, verstockte, zwölfgeschossige Stiefkind.

Mein Vater und mein Onkel unternahmen regelmäßig Geschäftsreisen nach Antwerpen und nach Amerika. Als mich mein Vater einmal fragte, was er mir aus Amerika mitbringen könne, bat ich ihn um ein modisches, todschickes T-Shirt, das ich in einer amerikanischen Zeitschrift gesehen hatte. Als er heimkehrte, brachte er mir eine Riesentüte Marshmallows mit. Ich aß, soviel ich konnte, von diesen großen weißen Wattebäuschen und versuchte herauszufinden, wodurch sie eigentlich zusammengehalten wurden, bis meine Tante sie mir wegnahm. Auf einer dieser Reisen hatte mein Vater nach Aussage meines Onkels beim Rasieren eine Erleuchtung, was bisweilen vorkommt, wenn man in einen Spiegel sieht, und der Blick wird müde. Er entschloß sich, nach Amerika auszuwandern. Nicht wegen der Freiheit, die dort herrschte, oder wegen der Lebensart, sondern schlicht, um mehr Geld zu verdienen.

Im Leben jedes Menschen gibt es ein bestimmtes zentrales Ereignis, das alles prägt, formt und hinbiegt, was danach kommt, und in der Erinnerung auch all das, was davor war. Für mich war das die Auswanderung nach Amerika im Alter von vierzehn Jahren. Das ist ein schwieriges Alter für einen Wechsel des Landes. Man ist noch nicht ganz erwachsen in der alten Heimat und wird sich auch in dem neuen Land, in das man zieht, nie ganz wohl fühlen in seiner Haut. Ich wußte überhaupt nichts über Amerika; ich war noch nie dort gewesen. Ich erlebte das völlig anders als die spätere Generation meiner Vettern, wie zum Beispiel Sameer, der mit sechzehn Jahren am JFK-Airport aus dem Flugzeug stieg, mit dem er aus Bombay gekommen war, mit einer Baseballmütze der New York Mets auf dem Kopf und einem schon ansatzweise ausgebildeten amerikanischen Akzent. Ich hingegen legte in vierundzwanzig Stunden den Weg zwischen Kindheit und Erwachsensein zurück, zwischen Unschuld und Wissen, zwischen Vorbestimmung und Chaos. Alles, was seither geschehen ist,

jede winzige oder folgenreiche Handlung – wie ich eine Gabel halte, wie ich mit meiner Frau schlafe, die Wahl meines Berufes und einer Ehefrau – all dies wurde durch dieses zentrale Ereignis geprägt, diesen Dreh- und Angelpunkt der Zeit.

In der dunklen, stickigen Höhle von Hinterzimmer im Haus meines Großvaters in Kalkutta lag ein Stapel *Reader's Digest*-Hefte. Dort hatte ich in den Sommerferien oft Berichte über Abenteuer im wahren Leben, Spionagegeschichten über die böartigen Kommunisten und humorvolle Anekdoten über die Tolpatschigkeiten von Kindern und Hausgehilfen gelesen, über die sich die ganze Familie amüsieren konnte. Das war meine Einführung in die amerikanische Lebensweise. Man kann sich denken, wie überrascht ich war, als ich schließlich dort ankam. Ich hatte das Glück, was ich aber damals noch nicht wußte, daß sich mein Vater unter all den Städten, die in Frage gekommen waren, für New York entschieden hatte. »Es ist fast wie Bombay.« So wird New York den Menschen in Indien erklärt.

Im ersten Jahr nach meiner Übersiedelung nach Amerika fiel ich über die Schätze her, die mir bis dahin unerreichbar waren: Produkte, die auf den Umschlaginnenseiten der Comichefte beworben wurden. Ich bestellte für meine Freunde in Bombay den »Joy Buzzer«, den schwebenden Geist, das Luftkissenboot und die Röntgenbrille. Mit der Post kam eine braune Schachtel. Ich schaute sie eine Weile an, bevor ich sie öffnete; hier waren nun die Dinge, die uns all die Jahre vorenthalten worden waren. Dann kam der Plunder zum Vorschein. Der schwebende Geist bestand aus einer weißen Plastikmülltüte, in die oben ein Stab eingearbeitet war; man konnte sie aufhängen oder damit umherwedeln, um Leute zu erschrecken. Die Röntgenbrille war eine schlichte Plastikbrille, ähnlich wie die 3-D-Brillen, die man in Science-fiction-Kinos erhielt, auf deren Linsen die Umrisse eines Skeletts gemalt waren. Das Luftkissenboot war eine Art roter Fächer, an dem ein Motor befestigt war; wenn man diesen einschaltete, hob sich das Ganze tatsächlich von einem flachen Untergrund nach

oben. Der »Joy Buzzer« war ein kleiner Apparat aus Stahl, den man wie einen Ring in der Hand tragen konnte; man zog ihn auf, und wenn man dem Opfer die Hand schüttelte, wurde ein Knopf gedrückt, und der Apparat vibrierte heftig. Ich betrachtete das Durcheinander auf dem Boden. Ich kam mir vor wie früher in Bombay; dieses Gefühl kannte ich sehr gut. Dennoch schickte ich das Paket zu meinen Freunden nach Bombay und machte ihnen im Begleitbrief Vorschläge, wie sie die Scherzartikel verwenden könnten: Den Geist beispielsweise könnte man an einer Schnur zu den Balkonen der unteren Stockwerke hinablassen und damit vielleicht kleinen Kindern im Dunkeln einen Schrecken einjagen.

Ich wußte, daß meine Geschenke willkommen sein würden. Ungeachtet ihrer zweifelhaften Qualität waren es »importierte« Güter und würden daher geschätzt werden. In unserem Haus in Bombay gab es im Wohnzimmer eine Vitrine. Darin wurden aus Europa und Amerika eingeführte Gegenstände zur Schau gestellt, Mitbringsel von den Geschäftsreisen meines Onkels: kleine Automodelle, Spirituosenflaschen im Miniaturformat, ein aus langen Streichhölzern bestehender Zylinder aus London in der Form eines Beefeaters mit einem flauschigen schwarzen Hut oben drauf, ein kleines Modell des Eiffelturms. Auch diverses Kinderspielzeug befand sich darunter – eine batteriebetriebene *Apollo-11*-Rakete, ein Polizeifahrzeug mit einem sich drehenden Blaulicht, eine Puppe, die trinken und ihre Windeln naß machen konnte –, aber diese Dinge wurden praktisch nie für uns herausgenommen. Oft versammelten sich die Kinder aus dem Haus vor der Vitrine und schauten hinauf zu den dort aufgereihten Spielzeugen, die wir nicht berühren durften, weil man Angst hatte, daß sie kaputtgingen.

Auch in Amerika hatten wir eine Vitrine in unserem Haus. Darin wurden Souvenirs aus Indien aufgehoben: ein Paar Großeltern-Puppen, Dada in einem *dhoti*, Dadi in einem Baumwoll-sari; eine Marmorstatue von Ganesh, eine hölzerne Maske von Hanuman; ein kleines Modell des Taj Mahal mit einem Licht

im Innern; eine Bharata-Natyam-Tänzerin, deren Kopf sich hin und her bewegte; und eine Bronzeuhr in der Form der offiziellen Landkarte Indiens mit all jenen Gebieten Kaschmirs, die auch von den Pakistanis beziehungsweise den Chinesen beansprucht wurden. Auch der Jüngstgeborene durfte nicht mit den Gegenständen aus der Vitrine spielen. Sie waren viel zu zerbrechlich, und man fürchtete, der Kleine könnte sich verletzen. Wie eine Wespe am Fenster klebte er oft an der Glastür der Vitrine und starrte sein Erbe an.

Nachdem ich mit meinen Eltern nach New York umgezogen war, bekam ich das Gefühl, mit Bombay ein Organ meines Körpers verloren zu haben. Ich glaubte, als ich Bombay verließ, sei ich der schlimmsten Schule der Welt entronnen. Doch das war ein Irrtum. Die katholische Knabenschule, die ich nun in Queens besuchte, war noch schlimmer. Wir lebten in einer Enklave, einem weißen Arbeiterviertel, in das immer mehr Einwanderer aus dunkleren Ländern eindringen. Ich war einer der ersten Angehörigen einer Minderheit, die sich in der Schule einschrieben, ein Vertreter jener Schichten, welche die Einheimischen nach Möglichkeit fernzuhalten versuchten. Kurz nachdem ich in die Schule eingetreten war, kam ein Junge mit roten Locken und Sommersprossen in der Mittagspause auf mich zu und sagte: »Lincoln hätte die Sklaven lieber nicht befreien sollen.« Die Lehrer nannten mich einen Heiden. Im Schuljahrbuch erschien unter einem Foto von mir die Bildunterschrift: »Es wirkt – auch wenn ich es mal einen Tag vergesse« – eine Anspielung auf eine Deodorant-Werbung. So sah man mich also in der Schule: als einen stinkenden Heiden, der den beißenden Geruch seiner heimischen Küche ausdünstete. An dem Tag, an dem ich das Abschlußzeugnis erhielt, trat ich hinaus durch die von Stacheldraht umrankten Tore, drückte meine Lippen auf den Gehsteig und küßte den Boden aus Dankbarkeit.

In Jackson Heights näherten wir uns wieder Bombay an, mein bester Freund Ashish und ich. Auch Ashish war im Alter von